Zeitschrift: Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art
Herausgeber: Visarte Schweiz
Band: - (1954)
Heft: 9

Artikel: Heinrich Danioth 1896-1953 : Ausstellung Kunsthaus Luzern
Autor: Reinle, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-625284

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZER KUNST
ART SUISSE
ARTE SVIZZERA

GESELLSCHAFT SCHWEIZERISCHER MALER, BILDHAUER UND ARCHITEKTEN
SOCIÉTÉ DES PEINTRES, SCULPTEURS ET ARCHITECTES SUISSES
SOCIETÂ PITTORI, SCULTORI E ARCHITETTI SVIZZERI

AZ RIEHEN

November 1954 | *Bulletin No. 9* | *Novembre 1954*

Heinrich Danioth 1896-1953

Ausstellung Kunsthaus Luzern

17. Oktober — 21. November 1954

Detail des Wandbildes «Föhn» im Bahnhof Flüelen

Vor einem Jahr, am 3. November 1953, starb Heinrich Danioth, der bedeutendste Maler der Innerschweiz. Radio Basel hat ihm damals eine Gedenksendung gewidmet und seine literarische Leistung als Spieldichter gewürdigt. Das Kunstmuseum Luzern breitet gegenwärtig einen großen Teil seines künstlerischen Oeuvres aus und ehrt ihn so am Jahrestag des Hinschiedes durch eine Gedächtnisausstellung.

Es ist die rechte Jahreszeit, die zu tun. Betrieb und Lärm des Fremdenverkehrs sind abgestorben. Die Landschaft des Vierwaldstättersees hat ihr konventionelles Postkartengesicht abgelegt und ruht erhaben, still und groß in sich selbst.

Eine jede Epoche sieht das Hochgebirge verschieden. Unheimliche Pyramiden und steile Felsklötze stellten die alten Holzschnitte dar. Unnahbare, ferne Silhouette sind die Alpen in Niklaus Manuels Tafeln. Im 17. Jahrhundert bannte dann und wann ein nach Italien reisender Niederländer phantastische Schluchten auf seinen Skizzenblock. Erst im 18. Jahrhundert fand die schweizerische Alpenwelt ihren Maler im Freiämter Caspar Wolf. Er und viele der ihm folgenden Romantiker schauten im Hochgebirge das Monumentale und Wilde. Doch immer mehr ward die Schilderung der Berge zur harmlosen und süßen Idylle, um schließlich eines der plattesten Süjets der Massenmalerei und der billigen Drucke zu werden. So wie die uralte Sennenkultur schließlich zur Folklore-Farce für die Fremden herabsank.

Der an der Schwelle moderner Kunst stehende Impressionismus machte um die Alpenmalerei einen Bogen. Das gewaltige Felsenmassiv war zu sehr Architektur und Plastik, als daß man gewagt hätte, es in ein süßes Spiel von flimmernden Farbflecken aufzulösen. Doch mit dem Expressionismus war die Zeit der Alpen wieder gekommen. Ein Stil, der eruptiv die Form gebar, der sich aufbäumte, der steil und eckig war, mußte in der steilen Welt des Gebirges etwas Verwandtes finden.

Und in diesem Zeitpunkt, gegen 1920, beginnt das Schaffen Danioths.

Heinrich Danioth wurde 1896 in Altdorf geboren. Er war der Enkel eines ehemaligen Säumers und Kutschers, der von Andermatt ins Tal hinuntergezogen war. In Urseren hatte sich Mitte des 16. Jahrhunderts ein Giovanni Danioth, der Stammvater, niedergelassen, der aus Italien — wahrscheinlich dem Val d'Ossola — kam, einer Gegend, die jahrhundertelang Baumeister und Steinmetzen nach ganz Mitteleuropa sandte, und deren einer das Renaissance-Rathaus in Luzern errichtete. Aus diesem Strom künstlerischer Begabung mag das Talent Heinrich Danioths gestammt haben.

Künstlerisches Talent ist in der Urschweiz, wo Deutsch und Welsch sich mischen, dichter gesät als in andern Gegenden unseres Landes. Man glaube aber nicht, daß diese Menschen in den engen, abgelegenen Tälern eine zeitfremde, archaische Kunst hervorgebracht hätten. Melchior Wyrsch aus Buochs, Gründer der Akademie in Besançon, stand auf der Höhe französischer Bildniskunst des Ancien Régime. Und Felix Maria Diogg aus Urseren war eine Generation später der zeitgemäße Porträtist der beginnenden bürgerlichen Epoche. Und Danioth schließlich ist ohne Vorbehalt ein Künstler des 20. Jahrhunderts gewesen.

Den Grundstein zu seiner Laufbahn hat die Dichterin Sophie Hämmerli-Marti gelegt, die ihn nach Basel bringt, welches ihm die solide Grundlage des malerischen Handwerks vermittelt. Sie öffnet ihm auch durch Finanzierung von zwei Romreisen das Tor zur weiten Welt, gibt ihm durch das Erlebnis großer alter Kunst Maßstäbe des Ranges, der Qualität und die Einsicht, daß jede Epoche ihr Eigenes zu schaffen habe. Daheim, in Uri, trifft Danioth den hier weilenden Karlsruher Akademielehrer August Babberger, einen gebürtigen Landsmann Johann Peter Hebels. Eine ausgesprochene Meisterpersönlichkeit, dessen Werk — zwar keiner Gruppe verpflichtet — zum Gesamtbild des deutschen Expressionismus gehört.

Auf dem Boden des deutschen Expressionismus, dem als Wegbereiter und Zugewandter der Schweizer Ferdinand Hodler beizugesellen ist, wächst Danioth. Es ist organisches Fundament für das, was er einst schaffen sollte: die neue Schau der Alpen, die wahre Schilderung ihrer Bewohner und das monumentale, figürliche Wandbild. Es gehört zur Charakteristik Danioths, daß seine meisten schweizerischen Altersgenossen sich der Malerei Frankreichs zuwandten und teilweise in ihr aufgingen.

Danioths Kunst freilich ist höchstens in den Anfängen deutsch zu nennen, später aber wird sie immer mehr «schweizerisch», worunter ich nichts Nationalistisches, sondern einen Temperamentsunterschied begreifen möchte. So wie die ekstatische Wucht süddeutscher Barockräume in den innerschweizerischen Kirchen zu einem verständlicheren ruhigeren Raumerlebnis gebändigt wurde, so hat Danioth den expressionistischen Aufschrei und die gewalttätige Gebärde deutscher Malerei im Verlauf der Jahre zu einer visionären, fast klassisch geschlossenen Formensprache geläutert.

Die frühen Werke lassen sich neben Gebirgsbilder Ludwig Kirchners stellen. Beide suchen in der Landschaft nicht die Natur, sondern sich selbst. Und ihre Gemälde werden zu Bildern der Seele: Grün in Grün breitet sich das Tal von Urseren, rings umschlossen von den Barrikaden der Berge, an denen die Nebelbretter entlanggleiten. Durch die Hochebene stoßen in verschiedener Richtung die Mäander von Fluß, Straße und Bahn. — Von apollinischer Klarheit, Klarheit des Föhnes, ist ein Blick hoch hinunter auf Sisikon und den Urnersee. Gläsern die Berge, hart hingewischt die Fahnen der Föhnwolken, unten ein Schiff mit seiner Wellenspur. — Weiter in dieser Richtung liegen die spätern und letzten Gebirgsbilder Danioths. Sie führen, kunstgeschichtlich gesehen, die Linie der späten Bergbilder und Genferseelandschaften Hodlers weiter. Bei Hodler, dem massiven, ans Greifbare gebundenen Maler sind diese Bergpyramiden feste Masse, Materie. Bei Danioth werden sie zu gewaltigen, bunten Kristallen, die von innen her erleuchtet sind. Nimmer müde hat er die Formation, die innere Architektur der Berge studiert. Er mußte nur aus seinem nahe der Axenstraße in Flüelen gelegenem Hause über den See blicken, gegen Gitschen und Urirotstock, so hatte er zu allen Stunden des Tages und zu allen Zeiten des Jahres die bleibenden Grundformen einer grandiosen Landschaft und die wechselnden Farben der Pflanzen, der Felsen, des Schnees, des Himmels und der Wolken, der Sonne und des Mondes.

Danioths Ouevre ist reich in jeder Beziehung, formal, technisch und menschlich. Als der große Arbeiter, der er war, nahm er einen Freskoauftrag und einen Wunsch nach einer kleinen graphischen Arbeit gleich ernst. Dabei an Geldverdienen und Ruhm zu denken, fiel ihm ob der Gestaltungsfreude nicht ein.

Als Sohn des Urnerlandes hat Danioth das Gebirge und seine Bewohner nicht falsch heroisiert und idealisiert. Neben der erhabenen Stimmung kennt er die dämonische, unheimliche. Oft sind seine Bilder der Ausdruck jener eigentümlichen Wesensart und Weltanschauung des Gebirgsmenschen, die sein Freund Dr. Eduard Renner in dem Buche «Ring über Uri» dargestellt hat. Urweltliche Kraft birgt das große Bild eines Gemsjägers, an Caspar David Friedrichs mystische Naturschilderung erinnert das kleine Gemälde eines Jägers in kahlem, mondbeschienenem Fels.

Im Fresko hat Danioth die Summe seiner Erfahrungen zusammengezogen und dem Volke bleibende Bilder gegeben. So am Bundesbriefarchiv in Schwyz mit der monumentalen Figurenkomposition der schwörenden Eidgenossen. Und so mit dem Wandbild «Der Föhn» im Bahnhof Flüelen, wo er auf schlichte und damit packende Weise mit fünf Gestalten das aufwühlende und zugleich beseligende Erlebnis dieses Naturereignisses ausgedrückt hat.

Heinrich Danioth liegt an der Kirche von Flüelen, hoch über dem Urnersee, begraben: in der Landschaft, die er liebte und gestaltete.

Daß er die Heimat nicht verlassen hat, war seine Begrenzung und seine Größe. Seine Begrenzung im materiellen, vielleicht auch intellektuellen Sinne. Es war seine Aufgabe, den Menschen ein neues Bild und damit eine neue Schauweise zu schaffen für das Innerste der Schweiz. Ohne ein Nationalist zu sein, hat er damit eidgenössische Kunst gestaltet, und ohne ein sentimentaler Liebhaber des Heimatlichen zu sein, ist er ein Heimatkünstler im wahren und guten Sinne des Wortes geworden. *Dr. A. Reinle*

Vortrag im Radio Basel, 2. November 1954